

Unterhaltungs-Blatt

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung No. 64.

Freitag, den 11. August 1820.

Frau, schau, wem?

„Der Schein trügt,“ sagte im Jahre 1811 Herr v. Dorville zu seinem Vetter von Dorfeuil. Ersterer war auf die Einladung eines einflußreichen Mannes, dem er einst Geld geliehen und der sich dessen erinnerte, nach Paris gereiset. „Der Schein trügt,“ wiederholte er, „schon mehr als hundertmal habe ich auf meine Kosten die Erfahrung davon gemacht.“

„Ich war 19 Jahre alt, und trat als Unterlieutenant im Sarre-Regiment ein. Der Graf von Bergennes war dessen Oberst. Das Regiment lag in La Rochelle in Garnison. Bei meiner Ankunft wurde ich in den besten Häusern eingeführt, und allenthalben, besonders wo heirathsfähige Mädchen waren, zuvorkommend aufgenommen; denn ich war jung, reich und vom alten Schrott und Korn. Einer meiner Waffengefährten stellte mich einem ehemaligen Schatzmeister vor. Seine Frau war schön und liebreich, ihre Gesellschaft sehr angenehm und unterhaltend, und sie schien mich vor andern auszuzeichnen, während der Offizier, welcher mich eingeführt hatte, sehr kalt behandelt wurde. Mein öfteres Hingehen wurde bemerkt, und fiel auf. Man wünschte mir sehr beißend Glück; sogar Herr

v. Manchin, der Major des Regiments, gesellte sich zu den
 Übrigen. Ich mochte sagen, was ich wollte, mein Schweigen,
 mein Lügenen sogar, galt für Beweis und Geständnis.
 Eines Tages trieben sie es zu arg; mein Einführer tadelte
 dermaßen die schöne Schatzmeisterinn, daß ich mich veranlaßt sah,
 ihm darüber bittere Vorwürfe zu machen. Er ließ sich aber
 dadurch nicht stören. Ich erwiderte; ein Wort gab das
 andere, und endlich ein „Stell dich ein“ auf den nächsten
 Tag. Mein Widersacher verlor keine Zeit, und versetzte mir
 mit vieler Geschicklichkeit einen Stoß mit dem Degen. Alle
 Offiziere des Regiments wünschten ihm Glück; mich besuchten
 sie, und zum Schlusse des Abenteuers erhielt ich ein Zettelchen
 von der Frau Schatzmeisterinn, in welchem sie ihren Verdruß
 unverhohlen merken ließ, daß ich mich zu ihrem Ritter aufgeworfen
 hatte. Man kann begreifen, daß mir der Ärger darüber ein
 Fieber verursachte, das ich lange Zeit hernach noch spürte.“

„Als ich vollkommen von der erhaltenen Wunde hergestellt
 war, wollte ich wissen woran ich sey. Ich ging zu der Dame,
 um mich ihr zu erklären, und glaubte, dieser Schritt würde
 zu meinen Gunsten entscheiden. Man sagte mir, sie sey im
 Garten. Ich eilte hin, konnte sie aber nirgends finden. Da
 erinnerte ich mich, daß wir einige Male zusammen in einer
 entfernten Gartenlaube Tom-Jones und Gil Blas von Santilana
 gelesen hatten. Als ich mich nahte, vernahm ich eine fremde
 Stimme, und erkannte endlich zu meiner größten Bestürzung
 die meines Gegners.“

„Ja Madame,“ sagte er, „der arme Ritter ist ganz“

lich von seiner Wunde geheilt. Ich glaube er wird nicht ermangeln, Ihnen ehestens seine Auswartung zu machen.

— Das kann er bleiben lassen, verfestete sie sogleich; denn einen Menschen, der ihre Tage der Gefahr ausgesetzt hat, kann ich — nicht ohne geheimen Schauder sehen. Der arme Ritter! setzte sie lächelnd hinzu, ist für seinen Dienst fein hübsch belohnt worden.

„Besser als Sie glauben,“ sagte ich, indem ich zum verblüfften Paare trat, „die Lehre, die ich erhalten, ist wohl einen Degenstich werth. In Zukunft wird mich der Schein nicht mehr blenden; denn ich werde weder der Kälte der Frauen, noch den Stichelreden der Männer trauen.“

„Ich hatte mich nicht geirrt, denn von diesem Tage an konnte ich eins gegen tausend wetten, daß ein Mann, der äußerlich nachlässig und kalt von einem Weibe behandelt wird, unter vier Augen sich nicht über ihre Sprödigkeit zu beklagen hat, und doch verlor ich einmal, ich hatte aber auch 2 Tage zu spät gewettet.“

„Ich verließ das Regiment, und einige Zeit hernach eheligte ich zu Rochefort eine junge Person, deren Sittsamkeit zum Sprichwort geworden war. Indessen sah ich nicht ohne Mißfallen und Verdruß einen meiner Freunde, den jedermann, ich weiß nicht warum, hübsch fand, wie einen Schmetterling um meine Frau flattern. Das mußte auch dem unbefangenen Ehemanne unangenehm seyn. Ich beobachtete sie beide. In einer ihrer Unterredungen drangen die Worte: Freund, Freundin, wie ein Donner Schlag zu meinen Ohren. Nun war ich ihrer Treulosigkeit überzeugt. Wie ein Rasender stürzte ich in das Zimmer, zog den Degen und forderte ihn zur Gegenwehre auf,

abet fast im gleichen Augenblicke wurde er schon verwundet.“

„Zum Teufel! schrie er, Sie sind wohl hitzig, hätten Sie nur ein Wort hören wollen, es würde Ihnen Verdruß und mir eine Wunde erspart haben. Mit ihrer Schwägerinn bin ich seit 2 Monaten heimlich verbunden, und verabredete mit Ihrer Frau die Mittel, solches meiner Familie bekannt zu machen.“

„Man denke sich meinen Schmerz. Ich umarmte meinen Schwager, der nur eine leichte Verwundung erhalten hatte. Ich gelobte in Zukunft vorsichtiger zu seyn und mich nicht bei jedem zweideutigen Worte zu erzürnen, auch wenn meine Frau mit meinen Freunden geheime Unterredungen hätte. Ich habe Wort gehalten, und von dieser Seite hat mich der Schein nie wieder in Harnisch gebracht.“

„Im darauf folgenden Jahre starb in Languedoc ein Ohzim, dessen einziger Erbe ich war. Er lebte sehr eingezogen, hatte wenig Einkünfte, und da er knapp und häuslicher lebte, so glaubte man, er sey unbemittelt. Nach seinem Tode fand man in seinem Kasten 80,000 Franken in Geld und eben so viel in Wechseln auf die besten Handelshäuser. Von diesem Zeitpuncte an habe ich meine Verwandten nicht vernachlässiget, die ökonomisch sind.“

„Dieser Zuwachs von Vermögen flößte mir die Begierde ein, es noch zu vermehren, weil man, wenn man reich ist, nie genug hat. Ich legte einen Theil meiner Gelder in ein Wechselhaus, das ungeheure Geschäfte machte, und einen Briefwechsel mit allen drei Welttheilen unterhielt. Fast jede Woche gab der Eigenthümer des Wechs-

selha
Frau
Kalt
es g
den
fesse
fein
der
eben
te
von
mä
der
tan

Lan
mee
ein
so
übe
Kre
wu
ten
Ich
aus
Df
der
füh
als
als

selhauses zwei kleine Feste. Man tanzte und spielte, die Frau mit vieler Grazie und Leichtigkeit, er mit einer Kaltblütigkeit, wenn er schlechte Karten hatte, als wenn es gar nicht sein Geld gewesen wäre. Das gefiel jedermann, denn wer wäre nicht gern mit ihm am grünen Teppich gesessen, um zu gewinnen? Diese Art zu spielen erhöhte seinen Credit sehr; jeder trug dem Manne gern Geld zu, der das seinige so freudig verlor. Sechs Monate hernach, eben als sein Ruf den höchsten Punkt erreicht hatte, stellte er seine Zahlungen ein. Ich kam mit einem Verlust von 50,000 Franken davon, und ärgerte die Lehre, daß man reichen Leuten nicht zu viel trauen, und seine Gelder nicht in Häuser thun müsse, wo man so vortreflich tanzt."

„Meine Frau starb; ich war kinderlos und hatte Langeweile. Ich nahm wieder Kriegsdienste. In der Armee befand sich ein Oberoffizier, der den Verzagtesten Muth einflöste. Er hatte 30 Schlachten beigewohnt, und eben so viele Verschanzungen und Schlösser erobert. Er war überall der erste und letzte, und im Kampfe ein Löwe, der Kraft und Stärke mit Gewandtheit und List zu verbinden wußte, und doch hatte er nie die kleinste Verletzung erhalten. Man gab ihm den Befehl über eine Abtheilung. Ich weiß nicht wie es zuging, aber bald hatten wir ihn aus den Augen verloren. Er wurde durch einen jungen Offizier ersetzt, von dem wir nie ein Wort gehört, und der nichts weniger, als ein solches Zutrauen einflöste. Er führte uns muthig und kraftvoll an, leistete noch mehr als der Oberbefehlshaber gehofft und erwartet hatte, und als Sieger führte er uns zurück. Im Lager hatte un-

fer Bramarbas, den wir Gottlob, auf uns wartend, wieder fanden, Wunderdinge gethan. Aus seinem Benehmen zog ich die Folgerung: daß man jenen nicht trauen müsse, die stets unversehrt den Feind in die Pfanne hauen."

„Als der Feldzug beendigt war, kam ich zurück, und bat um eine bürgerliche Anstellung. Der Minister wunderte sich über die Bescheidenheit meines Gesuches. Ich sey, sagte er, einer höhern Beförderung würdig, und meine Ansprüche seyen sehr gegründet. Da er am Gelingen nicht zweifelte, so blieb ich bei meinem ersten Begehren stehen, weil ich, nach seiner Versicherung, des Erfolges gewiß war. Allein der Minister, der mich einer höhern Stelle fähig hielt, wollte mir die kleine nicht verleihen. Ich schloß daraus, daß man kein Zutrauen zu Leuten haben soll, die mehr versprechen, als sie halten können oder wollen; denn wenn man ihren Worten glaubte, könnte man wohl Hungers sterben, immer von der Hoffnung geängelt, man werde eine glänzende Anstellung bekommen."

„Lezthin fand ich bei der Marquise von Blairac einen alten Familienfreund, dem ich das Mißlingen meiner Wünsche klagte. Er nahm den wärmsten Antheil an meiner Lage, und versprach, sich thätig für mich zu verwenden."

„Den andern Tag schon brachte ich ihm meine Titel, Dienstverzeichnisse und eine Ausfertigung meiner Bittschrift. Man sagte mir, er sey nicht zu Hause. Ich mußte es wohl glauben. Den andern Tag ging ich wieder zu ihm. Er war von einer Schaar Bittender umlagert, denen er hin und wieder mit vielem Anstande gnädig entgegen lächelte. Statt mich zu empfangen, wie einen alten Hausfreund, mit dem man wohlwollend und offen seyn

soß, sagte er mir ganz frostig: „Es ist schon gut, mein Lieber, sind Sie nur ruhig; Sie werden erhalten, was Sie verlangen.“ Ich will ihm eine Bemerkung machen, da schließt er mit seinem: „Es ist schon gut,“ den Mund, und zeigt mir mit einem Blicke die Thür. — Ich komme so eben von ihm, und weiß selbst nicht, über wen ich mehr zürnen soll, ob über den Minister, der zuvorkommend gütig, oder den Freund, der kalt ist wie Stein.“

Nach diesem Klageliede ging Dorville nach Hause, und war angenehm überrascht, den Bestellungsbrief, den er nicht erwartet, und ein Begleitschreiben des alten Familienfreundes zu finden, der sich jede Dankbezeugung verbat.

Er lief sogleich zu Dorseuil, machte ihm das unverhoffte Glück bekannt, setzte aber wohlweislich hinzu: „Der Schein trügt.“

Mannigfaltigkeiten.

Der durch seine schöne Deklamation bekannte D. Barth, aus Leipzig, wollte als Prediger zum erstenmal in der Vorstadt auftreten. Er verschmähte die Vorsichtsmaßregel, von seiner Predigt ein Concept oder Handschrift in die Bibel zu legen. Ein schweres Gewitter stand am Himmel und brach aus, als ungefähr die Hälfte des Vortrags vollendet war. Beim Krachen eines furchtbaren Donnerschlags verließ ihn zwar die Gegenwart des Gedächtnisses, aber nicht die Gegenwart des Geistes. Mit Besonnenheit und Würde schlug er die Bibel zu, indem er mit kräfte-

voller Betonung die Worte sprach: „Wenn Gott redet, muß der Mensch schweigen.“ Und so verließ er die Kanzel, von der ganzen Versammlung als ein gewaltiger Pfeiler der Kirche gepriesen und angestaunt.

Voltaire ließ seine Trauerspiele auf seinem Theater zu Ferney aufführen, und sein größtes Vergnügen bestand alsdann darin, mitzuspielen. Kein junger enthusiastischer Schauspieler hätte sich mit größerem Eifer mit der Person, welche er darstellen sollte, beschäftigen können. Seine Kostüme mußten jedesmal acht Tage vorher fertig seyn, und er ermüdete die Arbeiter durch die unaufhörlichen, oft geringfügigen Veränderungen, die er damit vornehmen ließ. Eines Tages, als er den Cicero im Catilina zu spielen hatte, wandelte er schon Frühmorgens mit der römischen Toga bekleidet, im Garten umher, und recitirte seine Rolle, die er öfters unterbrach, um an seinen Gärtner einige Fragen zu thun. Dieser, erstaunt über den seltsamen Anzug seines Herrn, konnte sich nicht enthalten, in ein lautes Gelächter auszubrechen. „Nun fuhr Voltaire höchst beleidigt auf,“ was findest du denn so lächerlich an meiner Kleidung? Wisse, gerade so ging Cicero, ehe er sich in den Senat begab, in seinen Baumgarten umher. Ich stelle ihn diesen Abend vor. Denkst du, ich soll meine Toilette zweimal machen? Ärgerlich wandte er ihm den Rücken, ging ins Haus und konnte dem Gärtner lange Zeit nicht vergessen, daß er dem Cicero so unverschämt ins Gesicht gelacht hatte.

Beil

Ueb

den w
eines u
de, dat
liche z
se? ed
genrei
breiter
gen je
nannt
indem
te, sei
„das

*)

**)